Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 15

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638755

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15
XV. Jahrgang

Bern
11. April 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

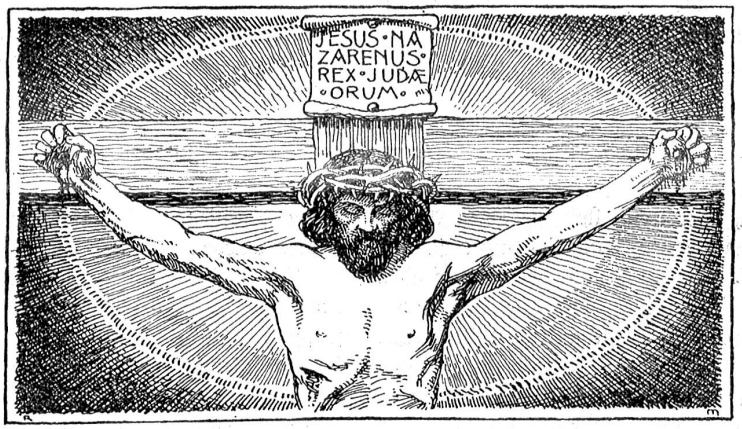
An Jesus.

Von Gustav Schüler.

Wir wissen nicht, wohin uns wenden,
Soviel der Weisheit schwirrt herzu,
Doch nur in deinen treuen Händen
Ist tief erfüllte Lebensruh.

Und tausend gehn an dir vorüber,
In sich zerwühlt, in sich verwirrt,
Ihr schwerer Weg wird immer trüber,
Sie wissen nicht, wie sie verirrt.

Vom Leide sind sie ganz zerschlagen. —
Ach, daß sie wüßten, wo du bist,
Daß sie nach kampferschrocknen Tagen
Erführen, wo die Ruhe ist!



R. Münger. Wunden trägst du, mein Geliebter. (Kinder-Bibel.)

Und wenn auch alles bricht.

Von William Wolfensberger.

Und wenn auch alles bricht,
Du wankst und weichest nicht
Und stehst erhaben.
Kannst noch im tiefsten Leid
Mit deiner Herrlichkeit
Mich still erlaben.

Du führst mich durch die Nacht,
Noch ehe ich's gedacht,
Ganz ohne Schaden.
O laß mich in dem Graun
Nun deine Helle schaun,
Du Licht der Gnaden!

(Berner Kinder-Bibel.)

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 15

Sie brauchte sich keinen Augenblick zu besinnen, obgleich ihr Onkel Daniel mit Ernst und Nachdruck dreimal hintereinander den Vers aufsagte: „Hüte dich, den Korb zu flechten, wenn wackere Männer freien möchten". Sie behauptete, daß unter den wackeren Männern der kleine Krähende nicht gemeint sei.

Susanna war nun dreiundzwanzig Jahre alt.

Tante Ursula hatte es für unmöglich gehalten, daß Susanna so lange auf das Heiraten zu warten hätte. Daß es so war, verbesserte ihre Laune nicht, und manchen Tag schmollte sie mit dem jungen Mädchen, als sie den zweiten Freier ausschlug, obgleich er Tante Ursula durchaus nicht gefallen hatte. Aber ein Mädchen, dessen Verlobung zurückgegangen, hatte überhaupt nicht mehr wählerisch zu sein,

behauptete sie, und sprach damit die Ansicht ihrer Zeitgenossen klar und deutlich aus. Susanna aber wurde störrisch und nahm sich vor, auch einen Dritten nicht zu heiraten, wenn er ihr nicht ganz besonders gefallen würde; denn nun, da sie älter wurde, sah sie wohl ein, daß es mehr darauf ankomme, wen man heirate, als daß man heirate.

Sie hatte genug gesehen bei ihren Verwandten in Zürich, um zu wissen, daß die Liebe, wie Olga die zarten Gefühle, die sie beherrschten, nannte, oder die Verliebtheit, wie Max sie betitelte, einen angenehmen Bestandteil einer Verlobung ausmachten; und es kam ihr kahl und schal vor, nur ja zu sagen, sich einen Ring an den Finger stecken zu lassen und dann weiter zu leben wie bisher. Nein, sie wollte wissen und erfahren, was Liebe sei.

Tante Ursula hatte sie heftig gescholten, als Susanna ihr die neuen Ansichten, die in ihr aufwuchsen, mitteilte. Sie hatte Susanna wieder und wieder klargemacht, daß das Küssen und Anhimmeln unpassend sei und erst in neuester Zeit auch in wohlgeordneten Bürgerfamilien um sich gegriffen habe.

Susanna aber glaubte ihr nicht mehr so unbedingt wie früher und war entschlossen, nur so lange noch die Kornelkirschen an der Laube zu pflücken und die verwelkten Rosen von den Stämmen zu schneiden, bis sie den gefunden, dem zuliebe sie die Lehren Tante Ursulas, die bürgerliche Sitte und alles andere vergessen würde.

Einstweilen war sie aber noch lange nicht so weit und trotz ihrer Behauptungen der Tante gegenüber rümpfte sie das stolze Näschen, wenn sie unter einer Tanne im Wald ein Pärchen sich küssen sah oder wenn ihre schwarzen Augen beim Tanzen ein Paar bemerkten, das sich allzu zärtlich umklammerte. Halb schüttelte es sie ob des unpassenden Benehmens, und halb gefiel es ihr. Auf alle Fälle aber beunruhigte es sie und nahm ihre Gedanken in Anspruch.

Auch diesen Sommer, der heißer war als andere und reich an Gewittern, während denen es, wie die Bauernfrauen behaupteten siebenmal in der Nacht einschlug, auch diesen Sommer verliebte sich Susanna nicht.

Onkel Daniel schüttelte den Kopf, und Tante Ursula warf Susanna jeden Morgen ein paar Bröcklein hin, die das schöne Mädchen erzürnten und demütigten.

Onkel Daniel fing an, mit schwerem Geschütz anzurücken, sprach von seinem möglichen Tod, und daß Susanna niemand habe, der sich danach ihrer annehme. Er sprach das Wort „alte Jungfer" mit dem Abscheu aus, der damals einem jeden Mädchen, das sich aus irgendwelchen Gründen nicht verheiratete, einen Keil ins Herz trieb.

Susanna zuckte auch jedesmal zusammen, wenn der Herr Stadtrat Schwendt mit solchen Mitteln dem Staat eine neue Familie erobern wollte, aber sie ließ es sich nicht merken und hielt auch der Tante Ursula tapfer stand, wenn sie mit dem Aufzählen von Susannas glücklich verheirateten Freundinnen nicht aufhören wollte.

Aber sie hielt Umschau unter den jungen Leuten, die sie kannte, wünschte, sich verloben zu können, und fing an zu denken, daß es am Ende auch ohne die zärtliche Verliebtheit gehen könne, die ihr bei der Base Verlobung so gut gefallen und die Vetter Max wahrhaft künstlerisch auszugestalten verstanden hatte. Auf alle Fälle war sie der eintönigen Gegenwart müde. Da trat ein Ereignis in ihr Leben, das ihren Tagen Farbe und Inhalt gab.

9.

Geharnischt, mit geschlossenem Visier, rückte das Jahr 1870 heran. Von seinem Tritt erzitterte Europa. Aller Augen waren nach Westen gerichtet, wo zwei Völker miteinander rangen. Das eine sorglos, trunken vor Siegessicherheit, prahlend die blau-weiß-rote Fahne schwenkend, das andere begeistert, klopfenden Herzens auf die Tapferkeit seiner Soldaten und die Tüchtigkeit seiner Offiziere vertrauend.

Unter dem Donner der Kanonen prallten sie aufeinander. —

Die Deutschen erfochten Sieg auf Sieg.

Es hatte Frankreich wenig genützt, daß es jedem seiner Söhne eine Karte in den Rucksack steckte, auf der der Weg nach Berlin in schnurgerader Richtung aufgezeichnet war. Es hatte umsonst zähnefletschende schwarzbraune Turkos anrücken lassen und die Fabel verbreitet, daß die Preußen vor den schwarzen Gesellen Reißaus nähmen, umsonst seine herrliche Marseillaise gesungen. Der Tag des Triumphes blieb aus.

Die Turkos saßen zitternd vor Kälte in deutscher Gefangenschaft. Den Weg nach Berlin fanden weder die Soldaten noch die Offiziere. Das große Lied schwieg, als blitzende Pickelhauben, schwarz-weiße Fahnen und ein alter, ergrauter, siegreicher König in Paris einzogen. — —

Auch in der Schweiz lief alles durcheinander wie in einem Ameisenhaufen, als der Deutsch-Französische Krieg erklärt wurde.

Die ledigen, zur Grenzbesetzung einberufenen Soldaten setzten ihr Käppi schief aufs Ohr, die Hausväter zogen seufzend ihre Schlafröcke aus, die Mütter klopften unter Tränen die Militärmäntel ihrer Söhne. Die Buben aller Altersjahre spielten Soldaten, und die Mädchen knüpften Taschentücher um das Haar, zogen Mutters Schürze an und spielten barmherzige Schwestern.

In den Kegel- und Jaßvereinen spaltete sich die Mitgliederschaft sogleich in zwei sich befehdende Teile. Mit Leidenschaft standen sich die Deutschfreundlichen und die Franzosenfreunde gegenüber. Wetten wurden abgeschlossen. Prophezeiungen stieß man aus, die von den einen hohnlächelnd, von den andern mit wichtigem Kopfnicken beantwortet wurden.

Es wurden in allen Gauen des Landes Landkarten gekauft, erst deutsche, und als die sich als nutzlos erwiesen, elsässische und französische. Jeden Mittag sollten vom Hausvater die Siege durch Stecknadeln bezeichnet werden.

Die ganze Familie stand um das Oberhaupt herum, und der deutschfreundliche Teil schrie triumphierend auf, wenn ein neues blau-weißes oder schwarz-weißes oder gelbrotes Fähnchen westwärts rückte.

Die Franzosenfreunde ließen die Köpfe hängen, und es mußte zwischen ihrem Schmerz und dem Essen eine lange Pause gemacht werden. Dann aber ging es wieder wie am Schnürchen.

Schon marschierte 1871 an der Spitze der Jahre, und noch immer war der Krieg nicht beendet. Auf den Karten

steckten Schwärme von Stecknadeln mit deutschen Fähnchen. Immer kleinlauter wurden die, die auf Seiten der Franzosen standen, immer prahlerischer lachten die Deutschfreundlichen.

Das große Nachbarland lag in Trauer auf den Knien. Die schwarzen Fahnen wehten durchs ganze Land. Nach vielen Lügen und Enttäuschungen mußte das arme Volk endlich einsehen, daß man es mit den laut verkündeten Siegen betrogen und daß die große Nation am Unterliegen war.

Die Familien waren auseinandergerissen worden. In den Kirchen beteten die Frauen und Mütter, deren Söhne und Gatten noch im Felde standen. Witwen und Waisen weinten.

Was half das alles? Wozu hatte das Land seine Besten verloren? Was half aller Haß, alle heiße Liebe zum Vaterland? Was half alle Tapferkeit? Sie mußte der größeren Klugheit und Voraussicht des verhaßten Feindes weichen. —

Gegen die Schweizergrenze zog es in langen Scharen. Es leuchtete rot durch den Schnee. Langsam zog ein geschlagenes Heer von achtzigtausend Mann heran. Bei Verrières ging es mit gesenktem Haupt über die Grenze.

Müde und mutlos legte ein Soldat nach dem andern seine Waffe auf den sich auftürmenden Haufen. Mit einem Fluch sahen es ihre Offiziere.

Wagen um Wagen, angefüllt mit Verwundeten, fuhr rasselnd vorüber. An den großen Feuern wärmten sich die Armen die erfrorenen Hände. In zerrissenen, zerlumpten Schuhen stampften sie durch den Schnee, die blauen Zehen bloß, mit Lumpen, Stroh und Schindeln vor dem Erfrieren kaum geschützt.

Gelb und ausgemergelt sahen die Soldaten aus, mager und hungrig ihre Pferde. Schnuppernd hoben sie die Köpfe, wieherten kläglich und hinkten weiter. Kam eines dem andern zu nahe, so knapperte es mit den weichen Lippen am Schweif des Vorderpferdes, riß und rupfte daran, bis das Tier, seines schönsten Schmuckes beraubt, den kläglichen Stumpf heftig bewegte und einen rettenden Sprung zu machen versuchte. Unzählige solcher verunstalteter Tiere erzählten von den Entbehrungen, die Mann und Tier durchgemacht.

In langen Zügen, in Reihen, die nicht enden wollten, ging es vorwärts. Am Weg, zu beiden Seiten, stand das Schweizervolk und gab, was es zu geben hatte. Die mächtigen Kessel mit Kaffee brodelten, Körbe voll Eßwaren wurden leer, ehe der Deckel recht davon gehoben war, Brote flogen von einer Hand in die andere, Tabak und Wein erfreuten und wärmten die armen Enttäuschten. Es wurde Geld verteilt. Jede Scheune, jedes Dorfschulhaus, jedes Kirchlein, jeder Bauernhof füllte sich mit hungernden Rothosen.

Da fragte keiner mehr danach, ob er freudig oder zornig die Fähnchen hatte vorrücken sehen. Da wollte niemand mehr etwas davon wissen, daß man sich um deutsch oder französisch gezankt hatte, da galt es nur zu helfen und zu geben und zu trauern.

Welch ein Großes und Furchtbares ist es um ein geschlagenes Heer. Alles Leid der Erde hat Raum in dem einen Wort.

R. Münger. Elieser am Ziel. (Kinder-Bibel.)

Da war kein Menschenherz, das nicht erzitterte, als die Reihen nicht abnehmen wollten, die Gewehre immer und immer wieder in den Schnee fielen und die Säbel klirrend weggeworfen wurden.

Je weiter hinein ins Land die fremden Soldaten kamen, je größer wurden die Massen der Helfenden. Die Kasernen taten sich auf, die Kirchen füllten sich, die Spitäler boten Bett um Bett, die großen Schulhäuser entließen ihre Schüler, schütteten Stroh auf und ließen die Soldaten einziehen. —

Im ganzen Land wurde Scharpie gezupft. Man zerschnitt Berge von Leinwand und opferte sie den Kranken und Verwundeten.

Die Studenten strömten heran und widmeten sich dieser guten Sache. Die Mädchen und Frauen in den Städten stellten sich den Aerzten zur Verfügung. Es war kein Dorf, keine Stadt, keine Familie, die nicht mithalf, die achtzigtausend Mann, die von ihrer Gastfreundschaft abhingen, zu trösten, zu erquicken und auch zu erheitern.

Natürlich blieb auch der Staat nicht zurück in dem allgemeinen Wettkampf der Menschenliebe. Aber er machte es sich bequem. Er benutzte die Welle des Mitleids, die über sein Land ging, und schickte jedem Familienvater ein paar der Rothosen ins Haus. Ein Mann, zwei Mann, drei, vier und fünf erschienen sie, unsicher, wie sie aufgenommen würden, und erfreut, wenn sogar ein Bäuerlein, ein Schuhmacher mit fünf Kindern, ein Schulmeister, der den Tisch voll eigener hatte, auch den Fremdling freundlich mitessen hieß.

In die großen und vornehmen Häuser wurden die Offiziere verteilt. Nicht sporenklirrend wie sonst zogen sie ein. Der Säbel rasselte nicht, die Stiefel knarrten nicht. Aber es schmückte sie der Heiligenschein des für sein Vaterland Kämpfenden, und die Krone des Märtyrers schwebte über dem Haupt des schuldlosen und schutzlosen Erlegenen.

(Fortsetzung folgt.)